

Sammlung IV

Aufzeichnung I

Tagebucheintrag, Eres Dukûr

Zweiter Tag im Nuzeth, 2175, 1. ZA

Die Zeit ist eine listige Gefährtin. Sie lockt mit Ewigkeit, flüstert von Beständigkeit – und lässt dich am Ende doch allein, wenn der Atem kürzer wird. Was sie mir hinterließ, ist nicht Weisheit oder Ruhm, sondern eine wulstige Narbe, die sich von meinem linken Auge bis zur Schläfe zieht. Sie pocht manchmal in kalten Nächten, als erinnere sie mich daran, dass sie wirklich ist – kein Schattenbild, kein Traum, kein Trug. Ich betrachtete sie heute Morgen im matten Spiegel des Wassers und musste lachen, leise, bitter. Verflucht, wieso hat sie mir keine zweite geschenkt, damit das Gesicht wenigstens im Gleichgewicht stünde? Doch die Zeit liebt keine Symmetrie. Sie zeichnet uns, wie es ihr gefällt – schief, grausam, vergänglich.

Ich bin auf dem besten Wege, zum wertlosesten Wesen der Schöpfung zu werden: ein Ältester der Dunkelalbten auf Dura – ein Mann ohne Feinde, gesegnet mit der Aussicht auf ein langes, friedliches Leben und doch ohne Ziel, ohne Sinn. Denn seit nunmehr hundertzwanzig Jahren gehe ich denselben Pfad zur Arbeit, vorbei an den prunkvollen

Wasserbecken, deren Oberflächen mein Spiegelbild verhöhnen. Jedes Mal sehe ich darin den Makel, den die Zeit mir ließ, und jedes Mal wende ich den Blick zu spät ab. Man sagt, Traditionen seien von Bedeutung – und so halte ich mich an sie, auch wenn sie mir nichts schenken als Wiederholung und die stille Erinnerung daran, dass selbst das Ewige ermüden kann.

Ich beugte mich tiefer über das Wasserbecken, dessen trübe Oberfläche mein Spiegelbild unruhig tanzen ließ. Mit den Fingerspitzen tastete ich mein Gesicht ab, fuhr langsam die Linie der Narbe entlang – rau wie altes Leder, vertraut wie ein Makel, den man längst nicht mehr verbergen kann.

Da erschütterte ein Krachen die Stille. Ein dumpfer Schlag, dann das Bersten von Stein. Uraltes Gestein löste sich über mir, die Bögen des Aquädukts von Solis gaben nach, und ich sah, wie die Stützpfeiler zu zittern begannen, ehe sie sich mit einem gellenden Riss aus ihrer Verankerung lösten. Der Boden erzitterte, und das Wasser vor mir geriet in wirbelnde Unruhe – als spiegelte es nun nicht mehr mein Antlitz, sondern den Zorn der Erde selbst.

Bevor ich die Gefahr überhaupt begreifen konnte, prallte etwas mit voller Wucht gegen mich. Ein Körper – jemand hatte sich mit dem Kopf voran in meinen Bauch geworfen und riss mich zu Boden. Dort,

wo ich eben noch gestanden hatte, krachten gewaltige Steinblöcke herab, zerschmetterten die Straße und das einst so sorgfältig polierte Wasserbecken – mitsamt meiner törichten Gewohnheit, jeden Morgen darin mein Gesicht zu suchen. Flach auf dem Rücken liegend, spürte ich, wie eine Flutwelle aus Brackwasser über uns hinwegschoss. Sie stürzte aus der geborstenen Rinne herab, prasselte auf meinen Retter und mich ein, bis die Welt nur noch aus Donnern, Staub und kaltem Nass bestand.

Der Durai, der mich zu Boden gestoßen hatte, breitete seinen Mantel über mich und stemmte sich gegen den Regen aus Stein und Wasser, so gut es ihm möglich war. Als der Lärm allmählich verklang, hob er vorsichtig den Kopf. „Verwalter – geht es Euch gut?“ fragte er keuchend, und seine Stimme klang dumpf durch den aufgewirbelten Staub.

Hustend schlug ich die Augen auf und erkannte den Durai, der halb auf mir lag. „Versuchst du, Pluspunkte bei deinem Herrn zu sammeln, Robri?“ fragte ich heiser, während ich versuchte, mich aufzurichten. Wir kamen unbeholfen auf die Beine, und ich schüttelte das schmutzige Wasser aus meinem silbergrauen Haar, das mir an Stirn und Nacken klebte.

„Verzeiht, Meister Dukûr“, stammelte er und strich sich den Schlamm von der Wange. „Ich kam

gerade hier entlang und ...“

„Beruhige dich“, unterbrach ich ihn und legte ihm kurz eine Hand auf die Schulter. „Du hast das Richtige getan.“

Robri nickte, doch sein rundes Gesicht blieb so verkrampft wie eh und je. Dass er sich jemals wirklich entspannen würde, war wohl ebenso wahrscheinlich, wie dass ich eines Tages zum Großlord ernannt würde.

Ich klopfte ihm auf die Schulter. „Ein ganz normaler Tag, nichts Besonderes.“

Ein paar Schritte weiter bemerkten wir eine Gruppe von Durai, die lautstark stritten, bald schon aneinandergerieten. Offenbar kümmerte sich niemand um den Einsturz oder das Becken, das in Scherben lag.

Ich blieb stehen und sah zu, wie sich das Schauspiel entfaltete – wie auf einer Bühne, auf der jeder seine Rolle spielte, während im Hintergrund die ramponierte Silhouette der Hauptstadt auffragte, düster und gleichgültig.

„Komm“, sagte ich leise zu Robri, „wir gehen lieber, bevor noch jemand glaubt, wir hätten dieses Chaos verursacht.“

Er zupfte an meinem Ärmel, die Stimme kaum mehr als ein Flüstern: „Herr ... wir stehen kurz

davor. Die Vorzeichen sind eindeutig.“

Ich atmete hörbar aus, schüttelte den Kopf. „Nicht jetzt und nicht schon wieder“, murmelte ich, dann setzte ich mich in Bewegung.

In früheren Tagen bot sich keinem Dura-Dunkelblenden die Möglichkeit, alleinige Macht zu erlangen. Caldans Istars Ordnung, so schlicht sie auch war, diente ihrem Zweck mit unerbittlicher Klarheit und band seine Nachkommen an ein Gefüge, das stärker war als jedes einzelne Glied darin. Über sechshundertfünfzig Jahre hielt die Istar-Dynastie stand, getragen von einem Volk, das nicht nur gehorchte, sondern glaubte. Ihre Macht gründete sich auf dem Willen der Untertanen, diese Ordnung zu schützen – selbst um den Preis des eigenen Blutes.

Nach dem Tod seiner Tochter Ava Istar, der letzten Herrscherin dieser Linie, bestand das Volk zwar noch fast ein weiteres Jahrtausend, doch die alte Ordnung zerfiel allmählich in Streit und Zwietracht. Aus der Einigkeit erwuchs Misstrauen, und über Dura senkte sich eine Zeit des Leidens. Machtkämpfe bestimmten den Alltag, und der Name des jeweiligen Oberhauptes wechselte so oft, dass kaum jemand ihn sich zu merken vermochte. Die letzte Großblady, Irwa Otha, verschwand vor etwa neunhundertsechzig Jahren spurlos. Als ihre Gegner von ihrem

Verschwinden erfuhren, überfiel sie ein wilder Eifer. Sie wandten sich gegen ihre Feinde, gegen die Anhänger der Großlady – und schließlich gegeneinander. Was von ihnen übrig blieb, floh aus der Hauptstadt. Im Hinterland errichteten sie neue Zufluchten und nahmen die entrechteten Einwohner Duras für ihre eigenen Zwecke in Anspruch. Viele wurden in hastig aufgestellte Heere gepresst, andere fanden sich freiwillig dort ein, geblendet von Versprechen alter Größe. So entstanden neue Fraktionen, die Bündnisse schlossen, kaum beständiger als der Rauch über den Ruinen Solis'. Diese Bündnisse hielten nur so lange, wie es nötig war, um die Hauptstadt zu erobern und ihre Herrscher zu stürzen – ehe sie sich wieder gegeneinander wandten. Aus einer Armee der Aufständischen wurden zwei, aus zweien bald dreißig. Die fortwährenden Belagerungen ließen Solis verfallen: Die gepflasterten Straßen lagen in Trümmern, und die hohen Aquädukte, einst Lebensadern der Stadt, waren längst verstopft, von Schutt und Vergessen überwuchert.

Die Beinahe-Katastrophe dieses Morgens war kein ungewöhnliches Ereignis. Schon vor sechs Jahren stürzte das Istartata in sich zusammen, als im Süden die Pilarispitze heftiger ausbrach als je zuvor. Der Knall war ohrenbetäubend, und der Boden unter Dura erzitterte, als hätte sich ein über Jahrhunderte

aufgestauter Zorn endlich entladen. Manch einer glaubte damals, der Kontinent selbst erhebe sich gegen seine Bewohner, als wolle er das Joch seiner Besatzer abschütteln.

Ich nenne diese Zeit das „Zeitalter des Verfalls“. Kein besonders kunstvoller Name, gewiss, doch treffend genug für die letzten hundert Jahre, in denen alles, was einst Bestand hatte, langsam in sich zusammenzufallen scheint – so wie die Steine über meinem Haupt heute Morgen.

Doch bei all den Schlachten zwischen Großlords und jenen, die sich selbst zu Herrschern erklärten, blieb ein Ort tatsächlich unberührt: meine Schreibstube, verborgen in einer stillen Ecke des Palastes, und das sonnendurchflutete Atrium davor. Nicht etwa, weil die Dunkelélben diese Räume verschont hätten – sie fanden schlicht keinen Grund, sie zu zerstören.

Mein Amt steht außerhalb der alten Machtstrukturen. Es reizt niemandes Ehrgeiz, niemandes Zorn. So habe ich es im Lauf der Jahre festigen können. Ich bin der einzige Verwalter auf Dura, der es unternommen hat, unsere Geschichte mit klarer Zeitmessung zu erfassen und in einem vollständigen, geordneten Archiv zu bewahren. Eine Lebensaufgabe und zugleich eine sichere Stellung – denn es gibt niemanden, der sich für diese Arbeit interessiert oder sie mir

streitig machen will.

Meine Untergebenen sind keine tapferen Krieger und auch keine abgebrühten Höflinge, die das Intrigenspiel beherrschen. Bei mir arbeiten Durai-Schreiber, Männer und Frauen, denen das Denken liegt, nicht das Kämpfen; ihre Finger sind geübt im Führen der Feder, nicht im Schwingen der Klinge.

Man hat mir früh und unverblümt klargemacht, dass mein Geschick mit Waffen so gering ist, dass niemand mich als Rivalen fürchten muss. Vielleicht ist das ein Segen, vielleicht eine Schande, doch es schützt mein Amt: Keiner verweilt lange in meiner Nähe aus Angst, versehentlich von einem Zeigestock erschlagen zu werden, wenn ich nur unbeholfen gestikuliere. So bleibt mir Ruhe zum Schreiben, und die Einsamkeit zieht leise ihre Bahnen um meine Arbeitsstube.

Als ich die sogenannte Glanzhalle betrat, empfing mich das vertraute Geklicke und Geklacke, das mich nun schon ein halbes Leben lang begleitet. Einst mochte dieser Name gerechtfertigt gewesen sein, doch heute hat der Glanz längst Risse bekommen, ebenso wie die Wände und die Glasdecke über uns, die seit Jahren niemand mehr zu flicken vermag. So dämpft der Anblick dieses Ortes meine sonstige Ehrfurcht, obwohl er ein Stück unserer Geschichte birgt.

Meine Durai knien in einem weiten Halbkreis auf

dem Boden und bewegen die Rechenrahmen aus Muscheln und Weidenruten mit geschickten Fingern. Das leise Klacken der Schalen füllt die Halle, als wäre es das Ticken einer unsichtbaren Uhr. Neben ihrer Kunstfertigkeit im Handwerk und in der Bildhauerei gibt es unter ihnen solche, die gar die höhere Mathematik beherrschen.

Robri achtet gewöhnlich darauf, dass sie mit Berechnungen beschäftigt bleiben – Zahlen, die zu jenen Bruchstücken von Begebenheiten passen, die ich den alten Archiven entreiße. Und jedes Mal, wenn ich ihre ruhige Präzision beobachte, ergreift mich eine stille Bewunderung.

Mit großen Schritten und in triefender Kleidung durchquerte ich die Halle, während Robri mir dicht folgte, still und aufmerksam wie mein eigener Schatten. Im Atrium ragen die gewaltigen, sandgefüllten Glasbehälter empor, deren lautloser Strom die Zeit zählt. Das feine Rieseln ist kaum zu hören, doch ich spüre es – ein stetiges Atmen der Vergänglichkeit. Um dieses filigrane Geflecht aus Sandfallrohren kümmern sich Durai-Mädchen, deren Hände so behutsam sind, dass selbst der Staub ihnen zu gehorchen schien. „Ich möchte mich in den Rohren spiegeln können“, rief ich, als ich mich näherte. „Ich nehme an, ihr wisst, was für ein Tag uns bevorsteht?“

Ein leises Murmeln ging durch die Reihen, und

sogleich begannen sie, das gewaltige Zeitinstrument zu polieren. Mit Sorgfalt, fast ehrfürchtig, wischten sie über das Glas, bedacht darauf, keinen der alten Schläuche oder feinen Metallringe zu beschädigen.

In diesen Tagen laufen die Vorbereitungen für den „Tag des Testaments von Caldan Istar“. Alle zwanzig Jahre, an seinem Todestag, versammeln sich die Zuhörer, um seinen letzten Willen erneut verlesen zu hören. Nur an diesem einen Tag dürfen Fremde die Hallen betreten, und jedes Mal erfüllt sich der Palast mit Stimmen, die sonst schweigen.

Für mich ist es nun die sechste dieser Feiern. Und noch immer empfinde ich sie als eine besondere Zeit – jene seltenen Stunden, in denen die zerstrittenen Dunkelveiten ihre Fehden ruhen lassen und, wenn auch nur für einen Augenblick, in gemeinsamer Erinnerung stehen. Es ist, als ob die Vergangenheit selbst für einen Atemzug gegenwärtig würde, um uns zu mahnen, was einst Einheit bedeutete.

„Meine Berechnungen ...“, begann Robri und schüttelte dabei die Rechentafel in seiner Hand.

„... sind im Moment nicht von Belang“, fiel ich ihm ins Wort. „Vielleicht greifst du stattdessen zu einem Putzlappen und hilfst den Mädchen bei den Sandrohren.“

Er verzog das Gesicht, sah mit unverhohlenem

Widerwillen zu den Durai-Mädchen hinüber, die schweigend weiterarbeiteten. Dann wandte er sich wieder mir zu, die Augen vor Eifer glänzend. „Herr, dies ist eine mystische Übereinstimmung. Nein, eine heilige!“

Ich verdrehte die Augen und stieß einen langen Seufzer aus.

So sehr Robri seine Zahlen auch liebt, so sehr fürchtet er sie in diesen Tagen. Er liest in ihnen mehr, als bloße Werte verraten sollten. Die diesjährige Testamentsverlesung, so glaubt er, wird kein gewöhnlicher Feiertag sein – sondern ein Tag, an dem sich etwas verändert. Zumindest ist das seine Überzeugung, und sie lässt ihn seit Wochen nicht mehr zur Ruhe kommen.

Vor 1339 Jahren fand die Istar-Dynastie auf Dura ihr Ende. Verdoppelt man ihre Herrschaftszeit von 661 Jahren, so ergibt das die Zahl 1322. Die Differenz beider Summen beträgt siebzehn – und siebzehn, so betont Robri unermüdlich, sind die Jahre, in denen Großlady Ava ihre Mutter Isè Istar in Gefangenschaft hielt, bevor diese starb.

Klingt verworren? Vielleicht auch ein wenig an den Haaren herbeigezogen? Ja, das denke ich ebenso.

Ich packte ihn in gespielter Ernsthaftigkeit bei den Ohren, woraufhin seine Rechentafel klirrend auf den

Steinboden fiel. „Was du mir also sagen willst“, begann ich und sah ihm fest in die Augen, „ist, dass wir unbedingt dafür sorgen sollten, reichlich Wein für unsere Gäste bereitzustellen. Eine wahrhaft hervorragende Offenbarung, mein Freund.“ Ich klopfte ihm leicht auf die Wange, und seine Ohren verfärbten sich dunkel vor Verlegenheit. „Es bringt nichts, wenn wir die Sache weiter anheizen“, fuhr ich fort. „Die Legenden um Caldan Istar werden ohnehin nie verstummen. Der Tempel oben im Kulush-Gebirge ist seit Jahrhunderten verschlossen, und ich will, dass das so bleibt. Würden wir nun Isès Todestag und deine mystische Zahl siebzehn erwähnen, würde dieser Ort bald zum Ziel all jener, die mehr Neugier als Verstand besitzen. Dass man ihn bisher in Frieden gelassen hat, ist schon Wunder genug.“ Ich wandte mich ab und ging auf mein Arbeitszimmer zu. Hinter mir hörte ich Robris unsichere Stimme.

„Aber, Verwalter ...“

„Lass es nun gut sein, Robri!“ sagte ich scharf und schloss hinter mir die Tür. Ich sank in meinen Sessel, der vertraut unter meinem Gewicht knarrte. Nach einem derart holprigen Beginn des Tages war es eine Wohltat, endlich sitzen zu dürfen, den Kopf zurückzulehnen und die Pfeife anzuzünden. Der Rauch stieg träge auf, kräuselte sich in der stillen Luft und

ließ den Lärm des Morgens allmählich verblassen.

Doch die Ruhe währte nicht lange. Aus dem Atrium drangen laute Stimmen, ein aufgeregtes Durcheinander, das mir sofort die Zornesader pochen ließ. Ich rief über die Schulter hinweg: „Es gibt keinen Grund für Gespräche! Ich erwarte Stille!“

Augenblicklich verstummte das Gemurmel. Nur das leise Knistern meiner Pfeife blieb. Dann hörte ich hinter mir ein kaum wahrnehmbares Klicken – das Schloss gab nach. Die Tür öffnete sich leise, und noch ehe ich mich umdrehen konnte, erklang eine kühle Frauenstimme dicht hinter meinem Rücken:

„Ihr solltet Eure Untergebenen besser im Griff haben, Verwalter.“

Ich drehte mich langsam um – und erstarrte. Vor mir stand eine junge Frau, in einen weiten, schwarzen Kapuzenumhang gehüllt. In ihrer Rechten hielt sie ein Kurzschwert, dessen Klinge dicht unter Robris Kehle ruhte. Er stand zitternd neben ihr, die Hände erhoben, der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

Ihre blassgrauen Augen funkelten unter der Kapuze, ruhig und doch gefährlich wachsam. Dann sprach sie, mit einer Stimme, die so kalt war wie das Metall in ihrer Hand: „Es gibt einiges zu bereden, Verwalter Dukûr. Und ich möchte ungern dabei gestört werden.“ Die Dunkelerbe ist einen Kopf kleiner

als ich, zierlich gebaut, anmutig wie eine Raubkatze. Das schwarze, lange Haar fällt ihr in glänzenden Strähnen über die Schultern, und ihre helle Haut wirkt beinahe makellos, als sei sie vom Licht selbst geschliffen.

Ich musterte sie einen Moment, bemüht, mir die Fassung zu bewahren. Vor etwa zweitausend Jahren, dachte ich, hätte eine Frau wie sie unter Isès Musterrung außerordentlich gut abgeschnitten. Ein flüchtiger Gedanke – und doch einer, der später noch Gewicht erhalten sollte.

Sie wies mit der Klinge zur Tür, und ich folgte ihr hinaus ins Atrium. Dort bot sich mir ein beunruhigendes Bild: Sechs weitere Frauen, alle in denselben dunklen Umhängen, hielten die verängstigten Durai in Schach.

„Ihr wisst, wer ich bin, nehme ich an?“ fragte sie, ihre Stimme klang nun leiser, aber von selbstbewusster Schärfe durchzogen.

Ich betrachtete sie prüfend. „Vom Hörensagen kann ich es mir denken.“

Sie hob das Kinn ein wenig, und für einen Herzschlag glitt ein kaum merkliches Lächeln über ihr Gesicht. „Aenie Alel“, sagte sie. „Und das dort sind die anderen Schwestern von Isè.“

„Da muss ich Euch enttäuschen“, erwiderte ich

mit einem leisen Schmunzeln und schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht, dass Isè Istar jemals Schwestern hatte.“ Mein Blick glitt über die anderen Frauen, die sich reglos wie Schatten hielten.

„Schwestern im Geiste“, entgegnete Aenie ruhig, doch ihre Augen verengten sich. Dann hob sie die Hand und gab einen knappen Befehl.

Zwei ihrer Gefährtinnen traten vor, die Schwerter erhoben.

„Auf den Boden“, sagte Aenie ruhig. „Bäuchlings, die Hände über den Hinterkopf.“

Wir gehorchten ohne Widerrede, legten uns nebeneinander auf das kalte Steinpflaster, das die Kälte des Morgens noch festhielt. Das Gestein drückte gegen meine Wangen, und ich hörte Robris schnellen Atem dicht neben mir.

Während wir dort lagen, schritt Aenie langsam durch die Glanzhalle. Das Klacken ihrer Stiefel hallte zwischen den Säulen, bis es an den Statuen verhallte, die Caldan und Ava Istar in überlebensgroßer Pracht zeigten. Ich wagte einen flüchtigen Blick und sah, wie sie die Figuren prüfend betrachtete. Ihr Schritt stockte, und in der darauffolgenden Stille lag etwas Drohendes. Das leise Knirschen ihrer Finger am Schwertgriff verriet ihren aufsteigenden Zorn.

„Also“, begann ich vorsichtig, „die Statuen von

Isè Istar wurden entfernt. Ich nehme an, Ihr wisst von dem gescheiterten Putsch, den sie gemeinsam mit Hester plante – gegen den Hauptmann, den Gottesführer und Schutzherrn, gegen ihren eigenen Gemahl.“ Ein Tritt traf mich in die Seite, heftig genug, dass mir kurz die Luft entwich.

„Als ob es gestern gewesen wäre“, murmelte Aenie, mehr zu sich selbst als zu mir.

Ich hustete leise, dann sprach ich weiter, ehe mich der Mut wieder verließ. „Ava ließ daraufhin alle Spuren ihrer Mutter tilgen. Jede Statue, jede Inschrift. Nur die Tagebuchaufzeichnungen blieben. Das war ihr Urteil.“

Aenie wandte sich mir wieder zu, und ihre Stimme bekam einen scharfen Ton. „Das überrascht mich nicht. Niemand hat unserer Herrin den Respekt erwiesen, den sie verdiente. Sie hat so viel für uns getan – aus uns ein stärkeres, reineres Volk geformt.“ Dann blieb ihr Blick an der Statue Caldans hängen. Ihre Lippen verzogen sich kaum merklich. „Dieser Verräter“, sagte sie leise. „Hat er wirklich so ausgesehen?“

„Etwas gruselig, nicht wahr?“ sagte ich mit einem schiefen Lächeln. „Die Durai-Bildhauer waren damals noch nicht sehr geübt darin, Gesichter naturgetreu zu formen.“

Mehr als ein knappes „Aha“ erhielt ich nicht zur

Antwort. Das Klacken ihrer Stiefel begann von Neuem, gleichmäßig, beherrscht. Sie kam langsam auf mich zu, bis ihr Schatten mich erreichte. Dann blieb sie stehen, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und sah auf mich herab.

„Ihr könnt Euch sicherlich denken, weshalb ich hier bin, Verwalter.“

Ich hielt den Blick gesenkt, das Gesicht nur eine Handbreit über dem kalten Stein. „Ja“, murmelte ich schließlich, „allerdings seid Ihr vierundzwanzig Tage zu früh für die Vorlesung. Daher erlaube ich mir die Frage: Warum seid Ihr schon jetzt hier?“ Noch ehe ich aufblicken konnte, packten mich zwei ihrer Begleiterinnen an den Armen und zogen mich ohne jede Rücksicht hoch. Nun stand ich Aenie gegenüber.

Sie sah mir direkt in die Augen, ruhig und unerbittlich. „Wir müssen uns über den Inhalt des Testaments unterhalten“, sagte sie leise. „Noch bevor die anderen eintreffen.“

Ich konnte mir ein kurzes Lachen nicht verkneifen. Der Schlag in die Magengegend folgte augenblicklich – präzise, hart und ohne Zögern. Die Luft wich mir aus der Brust, und für einen Moment sah ich nur verschwommene Schatten. In Sachen Schmerz sammelte ich in dieser Begegnung meine ersten echten Erfahrungen. Es dauerte, bis ich wieder

atmen und sprechen konnte. Dann brachte ich mühsam hervor: „Jeder weiß, was in dem Testament steht. Es wurde schon so viele Male verlesen ...“

Aenie machte einen schnellen Schritt nach vorn, so abrupt, dass ihr Umhang aufflatterte. Mit einer fließenden Bewegung zog sie ein Messer und setzte mir die kalte Klinge unter das Kinn. „Selbstverständlich weiß das jeder!“ Ihre Stimme war leise, doch sie vibrierte vor Zorn. Die Schneide drückte gegen meine Haut, während ihre Augen im Licht der Klinge glitzerten, scharf und unbeirrbar wie gehärteter Stahl. „Aber dieses Mal wird es anders sein.“

Diese Göre ging mir wahrlich auf den Geist. „Alle zwanzig Jahre herrscht Frieden unter den Dura-Dunkelbelben, wenn sich alle hier unter diesem Dach versammeln, um die letzten Worte ihres einstigen Begründers zu hören.“ Ich presste mein Kinn gegen die kalte Schneide, spürte den Metallrand an der Haut, und meine Stimme blieb ruhig, fast beschwichtigend. „Diese einmalige Gelegenheit, bei der sich die Oberhäupter aller Lager gleichzeitig einfinden, lasse ich mir von niemandem wegnehmen. Die Hochachtung gegenüber Caldan Istar wurde stets gewahrt, junges Fräulein. Niemand hat je gewagt, die Zusammenkunft zum Anlass eines Blutbades zu machen. Euer provokantes Auftreten bestärkt mich nur in dem Wunsch, dass die Schwesternschaft dieser Runde

fernbleiben möge.“ Ein warmer, schmaler Streifen lief über meinen Hals hinab. Ich atmete langsam, zog die Worte noch einmal über die Lippen, als wären sie eine letzte Mahnung.

„All unsere Rivalen werden hier sein“, sagte Aenie, die das Messer noch immer festhielt. Ihre Stimme war ruhig, beinahe sachlich, doch die Klinge rührte sich keinen Fingerbreit. „Einige glauben, in dem Testament eine Rechtfertigung für ihre Sache zu finden – die Billigung eines Toten, und doch noch immer aus dem Jenseits Einfluss nimmt.“ Sie wandte den Blick von mir ab und sah zu der nächststehenden Statue Caldans hinauf. Ein spöttisches Lächeln huschte über ihr Gesicht. „Wir wissen doch beide, was dieses Testament wirklich ist“, fuhr sie fort. „Ein Relikt, in dem Caldan sich seiner Gefolgschaft erkenntlich zeigt, jenen, die ihm halfen, Isès Pläne zu durchkreuzen.“ Sie ließ den Blick an der Statue entlanggleiten, als könnte sie in dem steinernen Antlitz eine Antwort finden. Das Licht, das durch die hohen Glasbögen fiel, brach sich auf der Klinge, die noch immer unter meinem Kinn ruhte.

Ich schluckte schwer. „Genau genommen erwähnt Caldan sie nur flüchtig ...“

„Und deshalb, Verwalter Bukur, werdet Ihr den Text zu unseren Gunsten ändern.“ Die Klinge senkte sich ein wenig, und ein scharfer, kalter Schmerz zog

über meinen Hals.

„Ich heiÙe Dukûr,“ korrigierte ich sie ruhig und hob die Augen, so dass mein Blick ihren traf. „Ihr meint es ernst, das ist offensichtlich. Aber Ihr irrt, wenn Ihr glaubt, dass ich willkûrlich am Wort des Verstorbenen schrauben kann. Das Testament ist mehr als ein Pergament, dem man nach Belieben Form und Inhalt nimmt. Es ist Bindung, Zeugnis und Versprechen zugleich.“

Sie steckte das Messer mit einer raschen Bewegung in die Scheide, wandte sich ab und ging einige Schritte, ihre Stimme hallte zwischen den Sâulen wider. „Ihr werdet verkûnden, dass Ihr das wahre Testament entdeckt habt, jenes, das belegt, dass Isè Istar und ihre Anhânger die rechtmâÙigen Erben des Thrones von Dura sind.“ Eine ihrer Gefâhrtinnen trat vor, entrollte eine Schriftrolle und drûckte sie mir in die Arme. Das Pergament war schwer, der Siegelwachs brûchig, doch die Schrift darauf frisch gezogen.

Ich entrollte es, lieÙ die Zeilen ûberfliegen und spûrte, wie mir die Fassung entglitt. „Ich bezweifle sehr, dass das gelingen wird“, sagte ich leise.

„Das wird es“, erwiderte sie mit fester Stimme. „Die anderen sind aberglâubisch. Sie verehren Figuren aus unserer Geschichte, jede nach ihrem eigenen Glauben. Mit Hochachtung blicken sie auf unsere

Vorfahren, und sie tun recht daran. Doch die eine, die wahre Erbin, die es wirklich verdient hätte, bleibt ohne Ehre.“ Sie deutete auf das Pergament in meinen Händen. „Das wird sich ändern. Sie werden es glauben, Verwalter, und sie werden sich uns anschließen. Ganz einfach.“

Ich spürte, wie mir ihre Worte fast ein Lachen entlockten. Stattdessen sog ich scharf die Luft ein, hielt sie einen Moment und ließ sie langsam wieder entweichen, um nicht die Beherrschung zu verlieren.

„Was ist?“ fragte sie und starrte mich unverwandt an.

Natürlich konnte sie es nicht wissen. Sie war zu jung, und keine ihrer Schwestern hatte je einer Testamentsverlesung beigewohnt.

Ich hob die Schriftrolle und wedelte leicht damit in ihre Richtung. „Es tut mir leid, Aenie Alel, wirklich. Eure Entschlossenheit ehrt Euch. Doch es gibt einen Grund, weshalb bisher niemand gewagt hat, das zu tun, was Ihr beabsichtigt.“ Ich machte eine kurze Pause, sah sie an und sprach ruhiger weiter. „Diesen Grund kennen nur jene, die selbst an einer Vorlesung teilgenommen oder mit jemandem gesprochen haben, der es tat.“

„Wovon redet Ihr?“ fragte sie misstrauisch.

„Dürfte ich Euch etwas zeigen?“ erwiderte ich

ruhig und machte einen Schritt zur Seite. Langsam ging ich zu dem Podest in der Mitte der Glanzhalle, das mit einem schweren, goldbestickten Tuch verhüllt war. „Ihr müsst wissen, Aenie,“ fuhr ich fort, „dass nicht ich Caldans Testament verlese. Kein Verwalter tat das jemals.“

Aenie und ihre Schwestern tauschten verwirrte Blicke, während ich mich hinter das verhüllte Podest stellte. „Wer dann?“ fragte sie scharf.

Ich griff nach dem Tuch, zog es in einer fließenden Bewegung zur Seite und legte den Gegenstand frei, der darunter verborgen war: eine kleine, pyramidenförmige Vorrichtung aus metallisch schimmerndem Stein, überzogen mit filigranen Runen. Das Licht der Halle brach sich an ihren Kanten, als würde sie von innen glimmen. „Caldan Istar persönlich“, sagte ich leise. „Er selbst verliest sein Testament.“